

Ist der Osten eine Kolonie?

Das fragte eine Tagung in Dresden und in der Lausitz. Dort verändert der Bergbau nicht nur die Landschaft.

VON BIRGIT GRIMM

An Ketten unter der Decke hängen Jacken, Hosen, Hemden. Auch Arbeitsschutzhelme, eine Plastetüte mit Inhalt, hier ein Paar Schuhe, dort ein Paar Badelatschen. Sie hängen da seit dem 25. Februar 1993. Nachdem die Arbeiter in der Brikettfabrik Knappenrode ihre letzte Schicht gefahren hatten, wollten sie ihre Arbeitssachen nicht mit nach Hause nehmen. Sie zogen sie in der Umkleidekabine an die Decke, als würden sie morgen wiederkommen. Es ist ein so trauriges wie trotziges Bild, und es steht für die Situation des Braunkohlebergbaus in der Lausitz. Für Paul Kaiser ist es „ein Zeichen für einen un abgeschlossenen Vorgang“. Er meint damit all die Transformationen seit dem Herbst 1989, die mit der friedlichen Revolution begannen und freilich nicht beendet waren, als die DDR sich 1990 auflöste und sich der BRD anschloss.

Kaiser, Kunsthistoriker und Direktor des Dresdner Instituts für Kulturstudien, befasst sich seit den Neunzigern mit den kulturellen Umgestaltungen hierzulande. Er kennt sich bestens aus mit der Kunst, die in der DDR in Betrieben, Massenorganisationen, Kulturhäusern hing und in den vergangenen Jahren aus den Museumspräsentationen verschwand. Als er genau das im September 2017 in der Sächsischen Zeitung kritisierte, brach der „Dresdner Bilderstreit“ um die DDR-Bestände im Dresdner Albertinum los, der alsbald zeigte, dass die Gräben zwischen West und Ost auf allen Ebenen immer noch tief sind.

Nur gefühlte Fremdherrschaft?

Paul Kaiser initiierte nun eine Tagung unter dem Motto „Kolonie Ost?“, zu der das von ihm geleitete Institut für Kulturstudien Soziologen, Kulturwissenschaftler, Historiker nach Dresden eingeladen hatte. Der Titel ist so provokant; fast könnte man das Fragezeichen übersehen. Gefühlte Fremdherrschaft müsse niemanden überraschen, wenn die großen Unternehmen ihre Muttersitze, wenn Bundesbehörden ihre Hauptbüros im Westen haben, wenn die Immobilien nicht den Leuten gehören, die in der Stadt leben, und die meisten Entscheidungsträger aus dem Westen kämen, sagte der Verleger Christoph Links in einer öffentlichen Debatte.

Die Gäste auf dem Podium im Dresdner Kulturthaus waren sich mit dem Publikum einig: Es gibt auch 2019 keinen Grund zu glauben, die Ost-West-Problemlage werde sich irgendwann von selbst auflösen, biologisch auswachsen, den Graben verschwinden lassen. Im Gegenteil: „Wenn

wir so weitermachen, ist das Fragezeichen hinter Kolonie Ost weg“, behauptete Raj Kollmorgen, Soziologe an der Hochschule Zittau/Görlitz. Er kritisierte, dass die DDR-Bürger sich 1990 enteignen und kaufen ließen für den Wohlstand des Westens: „Es war keine Wiedervereinigung, es war ein Beitritt.“ Der ging schnell vonstatten. Folgerichtig kamen Anfang der Neunziger Fachleute aus dem Westen hierher und übernahmen Posten etwa in Verwaltung und Justiz, für die DDR-Bürger noch gar nicht qualifiziert sein konnten.

Doch warum sitzen drei Jahrzehnte später im Osten immer noch deutlich mehr Westdeutsche in Entscheiderfunktionen? Warum betrifft das auch Unternehmen, Universitäten, Museen? Naika Foroutan vom Berliner Institut für Migrationsforschung meint, Eliten an der Spitze würden auch nach Ähnlichkeit ausgewählt. Da also in den 90ern flächendeckend Ost-Spitzenpositionen von Westdeutschen besetzt wurden, würden sie immer wieder Wessis nach sich ziehen. Foroutans Vorschlag, wenigstens für zwei Legislaturperioden eine Ostquote festzuschreiben, führte Raj Kollmorgen ad absurdum: „Diese Idee kommt 25 Jahre zu spät und ist rechtlich nicht durchzusetzen.“ Wie auch? Viele der gelernten DDR-Bürger sind inzwischen zu alt. Und wer, bitteschön, ist 30 Jahre nach der Wende ein echter Ossi? Wer in Ostdeutschland wohnt? Und wenn ja, wie lange? Das kann kein bindendes Kriterium sein.

Der Generationenwechsel bietet immerhin die Chance, es künftig besser zu machen. Auch Petra Köpping, Sachsens Ministerin für Gleichstellung und Integration, will keine Ostquote, obwohl sich in Sachsen auch junge Leute zwischen 17 und 25 als Menschen zweiter Klasse fühlen. „Wir Ossis brauchen mehr Selbstbewusstsein“, sagte sie und verwies auf eine Schiefelage: „Die Sachsen wollen Demokratie, aber sie beteiligen sich nicht aktiv daran. Wir haben große Reserven in der Politik und im Ehrenamt.“

Einig war man sich, dass öffentliche Einrichtungen divers besetzt werden müssen. „Die Vielfalt in unserer Bevölkerung muss sich in der Besetzung der Posten widerspiegeln“, sagte Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung, an der zehn bis fünfzehn Prozent der Mitarbeiter Ostdeutsche, Russlanddeutsche, Migranten sind. „Heterogenität inspiriert und bringt alle voran“, so Krüger. Wo es Unterschiede gibt, wird gestritten. Das kann im besten Fall sehr konstruktiv sein.

Die Transformationsprozesse sind längst nicht abgeschlossen, und in der Lau-

sitz brechen mit dem Kohle-Ausstieg neue Problemfelder auf. Einige Tagungsteilnehmer sahen sich auf einer Lausitz-Tour die Landschaft an, in der Tagebaurestlöcher Badeseen wurden. Doch eine sichere Sache ist die Renaturierung nicht, und sie ist längst kein Grund zu bleiben. Den Menschen in der Lausitz kann auch Jahrzehnte nach der Kohle noch der Sand unter ihren Häusern wegrutschen, wie es am Knappensee oder am Senftenberger See, den ältesten Naherholungsgebieten in der Lausitz, geschah.

Die alte Brikettfabrik in Knappenrode, in der viele Menschen stolz ihrer gut bezahlten Arbeit nachgingen, will diese Veränderungen aufnehmen, widerspiegeln, begleiten. Schon 1994 wurde sie als Lausitzer Bergbaumuseum eröffnet. Heute gehört die Energiefabrik Knappenrode zum Zweckverband Sächsisches Industriemuseum und will im kommenden, dem Jahr der sächsischen Industriekultur, eine neue Dauerausstellung präsentieren. Dafür wurde und wird gebaut. Werkstraße und Parkplatz sind schon fertig. Ein Aufzug soll die Besucher auf eine Aussichtsplattform auf dem Dach bringen, von der aus man weit ins neu entstandene Lausitzer Seeland schauen kann.

Energiefabrik als Zukunftslabor

In der Waschkau, den einstigen Umkleideräumen und Duschen, finden bereits jetzt Sonderschauen, meist sind es Kunstausstellungen, statt. Die KAU wird saniert, aber noch ist nicht beschlossen, wie man sie nutzen soll. Kirstin Zinke, Museumsleiterin der Energiefabrik, und Paul Kaiser haben eine tragfähige Idee entwickelt: Die einstige Schleuse zwischen Arbeit und Freizeit könnte ein Ort sein, an dem die Veränderungen, die das Leben der Lausitzer prägen, thematisiert werden.

„Wir wollen die Arbeitskleidung von zehn Männern fürs Museum konservieren und ihre Biografien inszenieren“, so Zinke. Kaiser ergänzt: „Die KAU könnte sich außerdem zu einem Labor entwickeln. Hier gibt es Räume für Diskussionsforen, Workshops, Stipendiatenaufenthalte. Hier könnten Projekte stattfinden, die an die Problemlage vor Ort gekoppelt sind, die die Strukturgeschichte der Lausitz mit der Geschichte der Akteure verknüpfen.“ Ein Debatteerraum könnte entstehen „exemplarisch für den un abgeschlossenen und ergebnisoffenen Gestaltungsprozess in Ostdeutschland mit allen Problemen, aber auch mit allen Optionen für die Zukunft“.

■ Die Energiefabrik Knappenrode ist dienstags bis sonntags und an Feiertagen von 10 bis 18 Uhr geöffnet.



In der Waschkau zogen sich die Arbeiter der Brikettfabrik um. Aus hygienischen Gründen hängten sie ihre Sachen unter die Decke. Die letzte Schicht fuhren sie am 25. Februar 1993. Ihre Sachen ließen sie bis heute da. Foto: Alexander Claus

Madonna beim Song-Contest-Finale

Tel Aviv. Popstar Madonna will als Showact beim Finale des Eurovision Song Contest in Tel Aviv am 18. Mai auftreten. Die Sängerin wird zwei Stücke präsentieren, einen bekannten Hit und ein Stück von ihrem anstehenden Album. Die Europäische Rundfunkunion als Veranstalter bestätigte den Auftritt in der israelischen Küstenstadt. Der

israelisch-kanadische Geschäftsmann Sylvan Adams lädt Madonna zu dem Auftritt ein. Adams wird auch die gesamten Kosten des Auftritts tragen – geschätzt rund 1,3 Millionen Dollar (etwa 1,15 Millionen Euro). Die 60-jährige Künstlerin wird von rund 65 Crewmitgliedern begleitet, darunter Dutzenden Tänzern. (dpa)

Ein Dilettant, der staunen lässt

Marcin Markowicz ist die zweite Geige und der Komponist vom Lutoslawski Quartett. Das kommt erstmals nach Deutschland – natürlich nach Dresden.

VON BERND KLEMPNOW

Zwischen Haydn und Beethoven einen echten Markowicz, so sieht das Programm des Deutschland-Debüts vom renommierten Lutoslawski Quartett aus. Haydn und Beethoven sind klar. Aber wer ist Marcin Markowicz? Der 30-jährige Pole ist Motor des Ensembles, das sich vor allem dem musikalischen Erbe des großen polni-

sche Musikers waren schon in Sachsen aktiv –, dann spielt es nicht nur Hits von Beethoven und Haydn. Es interpretiert das „Ergebnis meiner künstlerischen und existenziellen Erfahrungen: mein viertes Streichquartett“.

Diese Kammermusik ist eine Art Ping-Pong-Stück, weil Themen wiederkehren, die wie Bälle im Raum umherspringen. Der Komponist hat darin „musikalisch das vergangene Jahrzehnt zusammengefasst“ und Werke zitiert, die für das seit 2007 bestehende Quartett wichtig waren: etwa so populäre wie Lutoslawskis String Quartett oder noch immer unterschätzte wie Karol Szymanowskis Streicher-Variationen.

Das klingt interessant. Kein Wunder, Markowicz gehört zu den aufstrebenden, viel geförderten Tondichtern des Nachbarlandes. Nur, wie ist das, mit Kollegen das eigene Stück zu spielen? „Grundsätzlich gibt es keinen Unterschied, ob wir ein Werk von mir oder Beethoven erarbeiten“, sagt er. „Als Solist wie Ensemble-Musiker schätze ich an Partituren am meisten Klarheit und Transparenz.“ Daran könne man sich orientieren, auch wenn der Komponist schon lange gestorben sei.

„Ich finde, die Partitur sollte die endgültige Fassung davon sein, was der Komponist aussagen möchte. Also nicht viel reden. Einfach die Noten spielen, die da stehen – natürlich in jedermanns individuell gefärbter Herangehensweise.“

■ Konzert: 12. April, 20 Uhr, Schloss Albrechtsberg; Kartentel. 0351 16092615 (Restkarten)

„Ich hatte nie das Bedürfnis, Komposition zu studieren. Musik zu schreiben ist doch ein ganz natürlicher Impuls.“

Marcin Markowicz
Musiker des Lutoslawski Quartetts



schon Zeitgenossen Witold Lutoslawski (1913–1994) widmet. Er ist als zweiter Geiger der, „der alles zusammenhält“, und er ist ein erstaunlicher Komponist, der diese Kunst nie studiert hat. „Musik zu schreiben ist doch ein ganz natürlicher Impuls. Und dem bin ich einfach nachgegangen.“

Wenn sich das Quartett jetzt erstmals in der Dresdner Reihe „Meisterkonzerte auf Schloss Albrechtsberg“ vorstellt – ein-

DOPPELKONZERT

Werke von Wolfgang Amadeus Mozart, Laurent Petitgirard und Béla Bartók
Cristian Măcelaru | Dirigent
Emmanuel Pahud | Flöte
Marie-Pierre Langlamet | Harfe
Dresdner Philharmonie | Orchester

SZ CARD ERLEBNIS

Mozart schrieb sein Doppelkonzert für Flöte, Harfe und Orchester für einen musikbegeisterten Grafen und seine Tochter. In seinem Werk „Dilemma“ schließt sich der vielseitige französische Komponist Laurent Petitgirard in der Besetzung an Mozart an. Das Stück ist Emmanuel Pahud, Marie-Pierre Langlamet – beide sind Solisten der Berliner Philharmoniker – auf den Leib geschrieben. In dieser Hinsicht hat Petitgirard Mozart etwas voraus, der sich seinerzeit mit Dilettanten begnügen musste...

Sa., 1. Juni 2019 · 19.30 Uhr · Kulturpalast Dresden

SZ-Card-Preis: ab 18,00 € statt ab 22,50 €

Tickets nur im Vorverkauf in allen SZ-Treffpunkten; Angebot nach Verfügbarkeit

DRESDNER PHILHARMONIE

20% SZ-Card-Bonus



Foto: Marie-Pierre Langlamet | Gregor Hohenberg

Sächsische Zeitung GmbH, Ostra-Allee 20, 01067 Dresden